
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 157. Bromberg, den 13. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

(10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Aber, ich vergaß! Sie lieben ja die Komplimente nicht, Baronesse, nicht wahr?"

Die Baronesse trocknete die Tränen auf ihren Wangen. „Nein", sagte sie. „Es ist so langweilig, wenn die Leute sagen, daß ich hübsch frisiert bin oder ein schönes Kleid anhab'. Solche Leute laß ich stehn und lauf' weg."

„Das ist allerdings eine recht wirksame Methode, den Herrschaften ihr geliebtes Süßholzraspeln abzugewöhnen. Ich schätze diese Sorte Menschen auch nicht sehr. Ich finde überhaupt, daß unsere Ansichten in vielen Punkten erfreulich übereinstimmen."

„Ja", sagte die Baronesse nachdenklich. „Sie haben Hunde auch lieb. Sagen Sie mal: Liegen Sie früh auch gerne lang' im Bett?"

„Ich möchte schon, aber ich kann mir dieses Vergnügen leider nicht immer gestatten. Ich bin mit Arbeit sehr überhäuft."

„Ich auch!" sagte die Baronesse. „Ich muß soviel wirklich unnütze Sachen lernen. Papa will es. Glauben Sie, daß mir Papa einen neuen Foxl kaufen wird?"

„Ich glaube, daß er dazu geradezu verpflichtet ist"

„Nicht wahr?" sagte die Baronesse eifrig. „Aber diesmal einen stichelhaarigen. Adieu, Herr Doktor! Ich muß hinauf. Sie sind viel netter als der andere."

„Welcher andere?" fragte Dr. Kircheisen, beunruhigt darüber, daß es einen anderen gab und doch froh, daß er jenem anderen vorgezogen wurde. Er hielt die seine Hand des jungen Mädchens fest in der seinen.

„Der andere Doktor, der alte, brummige", lachte die Baronesse und riß sich los, und dem Doktor schien es, als schäme sie sich nun wieder des leisen, halbversteckten Geständnisses. Er blickte ihr nach, glücklich, daß zwischen ihm und diesem Mädchen etwas zu keimen begann, was sicherlich mehr war, als bloße Sympathie, und war entschlossen, sich die Achtung der Baronesse durch eine tapfere Tat zu verdienen.

„Philipp!" wandte er sich an den alten Diener, der eben eintrat. „Nun wollen wir uns einmal das Treibhaus von innen betrachten. Vor allem einmal die Kammer des Ulam Singh. Führen Sie mich hin, bitte."

Der Raum, den der indische Gärtner bewohnt hatte, lag in einem niederen, schuppenartigen Vorbau, der der Hinterfront des Treibhauses angegliedert war, und erwies sich als ein kahles, fensterloses Gelaß, das sein spärliches Licht durch die Scheiben der Glastür empfing. Ein paar Matten lagen in einem Winkel, ein aus rohen Brettern vielleicht von Ulam Singh selbst zurechtgezimmerter Tisch bildete das einzige Mobiliar. Auf dem nackten Erdboden lag kunterbuntes Zeug verstreut, Kleinigkeiten, die den dürftigen Hausrat des Inders darstellten: Ein paar irdene Töpfe, ein großer Reismörser, ein Messingarmband und ein Gebetskranz aus roten Kügelchen. Auf dem Tisch lagen zwei Hände voll geschälter Wallnüsse.

Sorgfältig durchsuchte Dr. Kircheisen die Kammer. Nichts jedoch war in dem Raum zu finden, was auch nur den leisesten Fingerzeig zur Lösung des Rätsels hätte geben können, wo, wie und zu welchem Zweck der Inder seine geheimnisvolle Schlangenzucht betrieben hatte. Da war kein Korb, kein Gefäß, in welchem Ulam Singh die gefährlichen Tiere verschlossen gehalten haben mochte, kein Futterrest, nicht die geringste Spur irgendeiner Lebenstätigkeit der giftigen Reptilien. Kopfschüttelnd zog Dr. Kircheisen die Nase ein. Es roch hier nach allem möglichen, nach Fett vor allem, oder nach Talg, und nicht zum besten. Aber von dem penetranten Geruch, den Schlangen zu verbreiten pflegen, war nichts zu spüren.

„Wohin führen die beiden Türen dort?" fragte er endlich den alten Philipp, der ängstlich wartend im Eingang stand, bereit, in jedem Augenblick den gefährlichen Raum zu verlassen.

„Die eine führt zu den Heizanlagen, die andere in die Orchideenabteilung."

„Wo ist der Hund gebissen worden?"

„Bei den Orchideen."

Der Arzt öffnete die Türe: „Kommen Sie mit!" befahl er dem Diener.

„Da werden Herr Doktor schon allein gehen müssen. Ich geh' da nicht hinein."

„Sie haben recht. Warten Sie hier auf den Baron, ich geh' voraus."

Dr. Kircheisen trat in einen großen, hellen Raum, aus dem ihm sofort eine Welle heißer Stickluft entgegenschlug. Ein fader, moderartiger Geruch stieg ihm in die Nase und dazwischen ein anderer, scharfer, beißender, der ihm die Tränen in die Augen trieb und einen starken Hustenreiz erweckte. Ein paar Sekunden dauerte es, ehe er sich an die atembeklemmende Mischung gewöhnt hatte. Dann blickte er sich um. Ein paar Gießkannen, ein Rechen und anderes Gerät lagen auf dem Erdboden zerstreut. An den Wänden ein halbes Dutzend länglicher, schmaler Tische, alle dicht besetzt mit Topfblumen. Das waren die Orchideen, zumeist unansehnliche Exemplare wenig seltener, vielfach sogar gewöhnlicher Arten. Dr. Kircheisen streifte sie kaum mit einem Blick, sondern starrte mit fassungslosem Staunen in die Mitte des Raumes, denn dort stand eine Vision, eine Fata Morgana, wahrhaftigen Gottes!: Dort stand der indische Urwald!

Nein! Anders konnte man dieses blühende, duftende, rauschende, in tausend Märchenfarben leuchtende Stück Wildnis nicht bezeichnen. Der Urwald von Ceylon durch ein Wunder aus Tausend und einer Nacht hierher verpflanzt! Ein gewaltiger indischer Mangobaum stand mitten im Treibhaus mit seinen blaugrünen Lanzettblättern, zwischen denen die orangeroten Früchte hindurchschimmerten. Um den Baumstamm ein üppiges Durcheinander von Lianen, ein grüner Schleier, der über die Äste des Baumes geworfen war. Und aus diesem grünen Meere leuchtete in hundert Farben das Blütenwunder des indischen Urwalds hervor. Wahrhaftig, hier war die „Thumbergia alata", die Liane mit

den veilchenblauen Kelchen, und dort die weinrote Blüte war die zarte Bougainville und diese hier mit den honiggelben Sternen, das war die „Tithonia diversifolia", Ceylons schönste Liane!

Überrascht und voll Erregung trat Dr. Kircheisen ganz nahe an die Lianenwildnis heran. Er wußte nicht mehr, warum er hierher gekommen war, er hatte die Schlangen und alle anderen Seltsamkeiten des Hauses vergessen. Der Botaniker war in ihm erwacht. Niemals war er in Indien gewesen. Eine Scheu vor Ansteckung, eine hypochondrische Angst, irgendeine der furchtbaren exotischen Krankheiten, Lepra, die Schlafkrankheit oder Elephantiasis, mit heimzubringen, hatte ihm die Zauberwelt der Tropen verschlossen gehalten. Aber in den größten Treibhäusern Deutschlands und Österreichs hatte er die Flora Indiens ebenso gründlich studiert, wie die Zentralafrikas und Südamerikas. Und er konnte mit der Sicherheit des Naturforschers auf den ersten Blick feststellen, daß er hier vor einer mit stupender Geschicklichkeit, mit treuester Naturbeobachtung, mit profundester Gelehrsamkeit täuschend echt hergestellten Nachahmung des indischen Urwaldes stand.

Der Mann, der dieses kleine Treibhauswunder hervorgebracht hatte, der konnte wahrhaftig das Prädikat eines Gelehrten für sich in Anspruch nehmen. Mehr noch: Er war ein Künstler! In dem kleinen Raume von ein paar Quadratmetern hatte er ein Miniaturbild der indischen Dschungellandschaft geschaffen. Fiebernd vor Erregung kniete Dr. Kircheisen am Rande des üppigen Vegetationsstreifens nieder. Dieser Ulam Singh, der doch wahrscheinlich der Schöpfer dieses kleinen Kunstwerkes war, vereinigte eine tiefe und gründliche Kenntnis der indischen Flora mit einem feinen, beinahe kultivierten Geschmack, mit einer Künstlerschaft des Auges, die ihn die zartesten Wirkungen mit den einfachsten Mitteln hatte finden lassen. Nirgends Übertreibungen; die Farbenabtönung bei all dem scheinbar regellosen Durcheinander doch immer wohldurchdacht, so daß nie ein allzu greller Kontrast dem Auge wehe tat. So vielerlei Pflanzen, zusammengedrängt auf solch engen Raum, und dennoch wirkte das Gärtchen nicht überladen. Das also war Ulam Singh! Kein Wunder, daß der Baron um das Leben dieses einzigartigen Künstlers zitterte und bebte. Nein! Kein botanischer Garten, kein Treibhaus Europas konnte sich solch eines vollendeten Kunstwerkes rühmen. Der indischen Erde hatte Ulam Singh ihre tiefsten Geheimnisse abgelauscht, bis ins kleinste, scheinbar unwesentlichste Detail waren die Eigenheiten der südindischen Flora wiedergegeben. Da hatte sich, genau so wie in ihrer Heimat, die „Nepenthes destillatoria" ihr Plätzchen zwischen den Wurzeln des Mangobaumes gesucht, die fleischfressende Pflanze Ceylons mit ihren kammartigen Blättern. Und dies hier, bei Gott! Das war ja die „Mimosa pudica Ceyl.", die bis jetzt außerhalb Ceylons das kostbare und empfindliche Besitztum nur eines einzigen botanischen Gartens gewesen war, des Frankfurter Palmengartens, der um dieses Kleinod von allen Treibhäusern Europas beneidet wurde. Ja, das war sie, da war kein Irrtum möglich, da stand sie mit ihren lichten, gestreiften Blättchen, die sich bei der leisesten Berührung zusammenfalteten und niederbeugten. Dem Baron von Vogh, einem einfachen Blumenliebhaber, einem Dilettanten, war hier also eine Akklimatisation gelungen, deren sich bis jetzt nur eine einzige der gelehrten botanischen Zelebritäten Europas rühmen konnte! Und rings um den Mangobaum, da wucherten die herrlichsten tropischen Farrenkräuter mit ihren seltsam und phantastisch geformten Blättern hervor. Das war die Platyceria, der Farren mit den polsterartigen Blättern, . . . stellte Dr. Kircheisen fest, und jener: „Asplenium nidus", der groteske Vogelnestfarren, dessen Blätter riesige Trichter bildeten, aus denen ein schwerer Modergeruch hervorströmte, jener fade Geruch, der ihm beim Eintritt in den Raum so unangenehm aufgefallen war. Und unter all den seltenen Pflanzen ein dicker, grüner Teppich, wahrhaftig, das war sie, kunstgerecht angelegt, in fabelhafter Echtheit und Wirklichkeitstreue hierhergezaubert: „Arundinaria walkeriana", der Miniaturbambus des Dschungels, die dicke Unterlage alles tropischen Pflanzenlebens!

Aber dort — was war denn das? Eine Orchidee, die Dr. Kircheisen noch nicht kannte! Eine Spezies, von der er noch niemals vorher gehört oder gelesen hatte! Sie sprang aus dem Blattdunkel des Dschungels empor und starrte den Arzt an, jawohl! Sie starrte ihn an, denn die Blüte war wie eine menschliche Fratze geformt, wie ein häßliches Greisinnenantlitz, blutleer und verrunzelt. Zwei dunkle Flecken standen wie Augen darinnen und aus der Mitte sprang höhnisch eine scharlachrote Zunge hervor.

Ganz erregt trat Dr. Kircheisen näher. Eine Orchidee, die er noch nicht kannte! Er mußte den Baron sogleich nach dem Fundort fragen und nach ihrem wissenschaftlichen Namen! Vor allem aber wollte er sie einmal in der Nähe besehen. Vorsichtig kniete er nieder, daß keine der kostbaren Pflanzen beschädigt würde, und griff mit der rechten Hand durch das tausendfarbige Blättergewirr nach der unbekannten Orchidee.

„Um des Himmels willen, Doktor! Was tun Sie?" hörte er in diesem Augenblick die entsetzte Stimme des Barons hinter seinem Rücken.

Er wandte sich um — da stand Baron Vogh leichenblaß mit vor Schreck erstarrtem Gesicht im Türrahmen. Er hatte irgendwelche lederne Ungetüme, Fechthandschuhe, wie es sich später zeigte, und ein paar dünne Bambusstöckchen in den Händen, das alles ließ er aber jetzt in seinem Schreck zu Boden fallen.

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron!" sagte Dr. Kircheisen kurz. „Ich verstehe mit Pflanzen umzugehen. Ich hab' keine Ihrer Kostbarkeiten beschädigt."

„Aber die Schlange! So kommen Sie doch heraus! Wollen Sie denn gebissen werden?"

Dr. Kircheisen sprang auf und blickte den Baron erstaunt an: „Die Schlange? Hier?"

„Natürlich, wo denn? Hier drinnen steckt sie oder stecken sie. Es können ganz gut ihrer mehrere sein."

„Hier? In dieser herrlichen, einzigartigen Anlage? Gütiger Himmel, ja wie sind sie da hineingekommen?"

„Wie kann denn ich das wissen!" rief der Baron mit heiserer Stimme. „Hier nehmen Sie die Handschuhe und den Stock!"

„Solch ein Unglück!" stöhnte der Arzt. „Wir werden an die Bestien nicht herankönnen, ohne Ihren wunderschönen kleinen Tropengarten zu beschädigen. Es ist jammerschade! Wir wollen die Pflanzen schonen, so weit es möglich ist, aber . . ."

„Schonen? Fort mit dem verdammten Grünzeug!" schrie der Baron, ganz außer sich vor Zorn. „Hinaus mit diesem verwünschten Unkraut!" Er hatte mit seiner behandschuhten Hand eine von den Lianen gepackt und riß und zerrte wie ein Wahnsinniger an dem zähen Schlinggewächs.

„Aber, Herr Baron! Wollen Sie denn wirklich die Pflanzen vernichten, für deren Züchtung Sie solche Mühe und so viel Geduld aufgewendet haben?"

„Hinaus mit all dem häßlichen Zeug!" tobte der Baron, rasend vor Wut. „Ich hab' genug von ihm, ich will es nicht mehr sehen!" Er hatte die prachtvolle Orchidee mit der menschlichen Fratze und der scharlachroten Zunge gepackt. Ein Ruck und sie lag zerrissen und zerfetzt auf der Erde.

„Guter Gott! Was haben Sie getan?" jammerte der Arzt. „Diese eine hätten sie doch schonen können. Ich kenne diese Spezies gar nicht. Woher haben Sie sie denn und wie heißt sie?"

„Woher soll denn ich das wissen! Ich kenne das Unkraut nicht!" zischte der Baron, rasend vor Wut. Dann holte er tief Atem. „Jetzt los, Doktor! Vorwärts! an die Arbeit!"

Er brachte Schaufel und Rechen herbei, die an der Wand neben der Türe lehnten. „Da nehmen Sie! All das Zeug da muß ausgejätet werden — bis auf die letzte Wurzel!"

„Alles? Auch diese wunderschöne „Mimosa pudica"?"

„Was ist das: „Mimosa pudica"?"

„Wie? Sie kennen sie nicht? Sie wissen am Ende gar nicht, welchen Schatz Sie in Ihrem Treibhaus gezüchtet haben?"

„Und wie kommt es, daß Sie sie kennen, diese „Mimosa pudica", Doktor?"

„Ich habe mein zweites Doktorat in den Naturwissenschaften gemacht, Herr Baron. Jahre hindurch hab' ich mich, eh' ich mich auf die Toxikologie warf, in allen botanischen Gärten Mitteleuropas herumgetrieben. Die „Mimosa pudica Ceyl.", das ist jene Pflanze mit den gestreiften Blättchen. Sehen Sie die interessanten Schutzbewegungen, die die Pflanze ausführt, wenn ich mit dem Finger leicht über die Blätter streiche — Jesus Maria!"

Dr. Kircheisen hatte sich über die „Mimosa pudica" gebeugt und sprang jetzt mit einem wilden Satz zurück.

„Was ist geschehen!" rief der Baron.

„Die Schlange!" stammelte der Arzt totenblaß und hielt die Hand an sein Herz.

„Aha! Steckt sie dort drinnen? Nun, dann wird sie uns nicht entwischen. Nehmen Sie Ihre Gerte und halten Sie sich bereit!"

„Nie im Leben bin ich dem Grab so nahe gestanden wie diesmal. Beinahe hätte ich sie berührt," flüsterte Dr. Kircheisen, noch immer blaß bis in die Lippen.

Der Baron gab keine Antwort. Er trat ganz nahe an die gefährliche Stelle heran und stieß zwei- oder dreimal vorsichtig mit der Reitgerte in das Pflanzengewirr.

Es war etwas im Wesen des Barons, das den Arzt erstaunt und verwirrt machte. Niemals hätte er dem alten Manne soviel Kaltblütigkeit, solch eine Fähigkeit des raschen Entschlusses und soviel Energie zugetraut. War der Mann, der in diesem Augenblick so selbstsicher der Gefahr entgegentrat und sie so furchtlos auf sich lenkte, der gleiche Mensch, dessen müden, hinfälligen Körper er eine Stunde zuvor auf das Sofa gebettet hatte?

Gespannt sah der Arzt auf das gefährliche Manöver.

„Da ist sie," sagte der Baron plötzlich leise und im gleichen Augenblick erhob sich der plattgedrückte Kopf der Schlange zwischen den grünen Blättern. Mit ruckartigen, blitzschnellen Bewegungen wand sich in der nächsten Sekunde die Tik Paluga zischend an der Reitgerte empor.

„Schlagen Sie zu! Jetzt! Schlagen Sie zu!" rief der Baron halblaut. „So. Nun ist's genug. Da liegt die Bestie. Genug jetzt, Doktor! Hören Sie auf! Sie prügeln mich ja wie einen Schulbuben!"

Dr. Kircheisen hatte wie ein Wütender mit seinem dünnen Bambusstock auf die Schlange losgeschlagen und schlug noch immer weiter, jetzt aber auf des Barons Schienbein und Knie, denn die Tik Paluga lag zuckend in einem Winkel des Treibhauses, in den sie der Baron mit einem raschen Ruck seiner Reitgerte geschleudert hatte.

Der Arzt hielt inne. Er begann sich der maßlosen Aufregung zu schämen, die ihn, den jungen, starken Mann überwältigt hatte, während der Greis dort drüben wie der richtige Jäger kaltblütig und selbstbeherrscht geblieben war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatz des Matteo Subrini.

Erzählt von **Georg Eschenbach.**

Der Stern des Hauses Subrini war im Sinken. Fünfzig Jahre Geschlechterkrieg hatten die Kraft und die Mittel der Familie fast erschöpft. Und nun saß Matteo Subrini mit seinen letzten Gefolgsleuten, seinem letzten Gold und seinem letzten Kind, der jungen Lucrezia, in seiner Stadtburg, wartete auf das Ende.

Das konnte nicht lange ausbleiben. Denn die ganze Stadt wußte, daß die Cardinali nur auf den Tag warteten, da die Wachsamkeit der Leute Subrinis erlahmen würde und sie die Burg ihres erbittertsten und ältesten Feindes stürmen konnten.

Der alte Matteo selbst sah dieses Ende vor sich. Ihm wäre der Gedanke daran nicht so schwer geworden, denn sein ganzes Leben hatte aus Kampf bestanden. Er würde sich am liebsten selbst die Todesfackel angezündet und unter den Trümmern seines brennenden Hauses begraben haben. Aber sein Kind war neunzehn Jahre alt und sehnte sich nach dem Leben. Um Lucrezias willen durfte er nicht sterben.

Um Lucrezias willen stand er jetzt im Kellergewölbe seiner Stadtburg vor dem Schmelztiegel und warf sein letztes Gold hinein. Er wußte, daß er nichts, was vom einstigen Schatz der Subrini geblieben war, aus dem Hause tragen konnte, denn die Wachtposten der Cardinali lauerten an allen Ecken. Deshalb schmolz er das Gold jetzt ein, um es irgendwo zu verstecken. Später, wenn die Cardinali ihren Triumph ausgekostet haben und sich nicht mehr um die verlassene Burg ihres vertriebenen Feindes kümmern würden, später konnte Matteo Subrini seinen Schatz holen, um das Leben seines Kindes irgendwo in der Fremde darauf aufzubauen.

Rötliche Flammen zitterten durch das Kellergewölbe und warfen huschende Schatten auf die Wände, als das letzte Goldstück, der letzte Armreif in den brodelnden Metallbrei fiel. Flohen die Geister toter Subrinis aus der Burg, die sie mit ihrem Leben gegen alle Feinde verteidigt hatten? Flohen sie, weil der Entschluß des Letzten aus ihrem Geschlecht ihnen die Heimstätte raubte? Matteo Subrini schlug die Hände vor das von Falten zerfurchte Gesicht: „Lucrezia, Vaterliebe fordert viel von mir." —

Nun war es soweit, daß Matteo Subrini den Forderungen der Cardinali weichen mußte: „Verlaß die Stadt, nachdem du Urfehde geschworen hast!"

Noch einmal sollte er durch sein Haus gehen und Abschied nehmen dürfen. Einen Augenblick dachte er daran, sich auf diesem schweren Gang von seinem Kinde begleiten zu lassen, um Lucrezia zu sagen: „Sieh, hier ist alles versteckt, was ich besitze und was dir einst gehören soll." Aber dann verwarf er den Gedanken. Wie leicht konnte das arglose Kind in einem unbedachten Augenblick das Geheimnis ausplaudern!

So schob Matteo Subrini die Tochter jetzt sanft zur Seite, als sie sagte: „Vater, ich . . ." „Nein, Kind, laß mich jetzt ein wenig allein." Ungebeugt ging er durch die Räume, Säle und Hallen. Sein Gesicht blieb reglos, und nur als er vor dem großen Holzkreuz stand, das in die Wand seiner Schlafkammer eingelassen war, huschte es wie verhaltener Triumph über seine Züge.

Unten in der Torhalle erwartete ihn die Tochter. Er wollte ihr die Hand bieten: „Komm, Lucrezia, wir müssen fort." Da senkte das Mädchen den Kopf. Das Blut schoß ihm in die Wangen, und es sagte leise: „Vater, wir können bleiben. Andrea Cardinali erlaubt es uns. Er schenkt uns das Haus, mir und seinem Sohne Jacobello, den ich liebe."

Matteo Subrinis Gesicht war zu Stein geworden. Sekunden lastenden Schweigens verstrichen. Lucrezia sah zu Boden. Ihre tastenden Hände suchten nach Halt an der Mauer hinter ihr. Denn jetzt sagte der Vater: „Hinter meinem Rücken habt ihr euch gefunden? Du liebst den Cardinali, und das ist dein letztes Wort?" — „Ja, Vater."

Da verließ Matteo Subrini ohne Abschied von Lucrezia das Haus seiner Väter, das er um seines Kindes willen den Feinden und der Unehre überantwortet hatte.

Niemand wußte, wohin er ging. Niemand sah ihn wieder. — — —

Im Frühjahr 1932 kam ein fremder Maler in die Stadt. Er suchte ein Quartier, und der verfallene Palazzo in der Via Cardinali fiel ihm ins Auge. Er hatte sich immer schon danach gesehnt, einmal in einem dieser hohen düsteren Adelspaläste wohnen zu können, um die sein romantischer Sinn Schleier und Geheimnisse wob. Aber er war ein armer Künstler und hatte sich nach dem Süden durchgehungert. So durfte er nicht hoffen, mit seinen paar Groschen Eingang zum Palazzo zu finden.

Aber er wollte ihn wenigstens besichtigen, und so fragte er einen Vorübergehenden, wer wohl die Schlüssel hätte. Der Mann nannte ihm eine Anschrift: „Das ist der Besitzer, und er wird wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Sie in der alten Ruine herumstöbern. Das Haus ist doch unbewohnt."

Da lief der fremde Maler zu dem Mann, der ihm als Eigentümer bezeichnet worden war, und weil der ihn freundlich empfing, faßte er sich ein Herz: „Darf ich dort nicht wohnen?" Er bot dem Besitzer als Miete eine Summe, die ihn fast zum Verhungern verurteilte. Aber er wollte in das Haus, er hoffte, dort neue Eindrücke für seine Arbeit zu finden. Und der Eigentümer lachte: „Wenn Sie mit Ratten und Mäusen hausen wollen, bitte, ziehen Sie ein."

So war der fremde Maler unumschränkter Herr in der alten Stadtburg der Subrini. Und weil der Raum noch am besten erhalten, schlug er seine einfache Lagerstatt in der Kammer mit dem Holzkreuz in der Wand auf, in der Kammer der Lucrezia des Matteo Subrini.

Aber seine Arbeit schritt nicht vorwärts. An Eindrücken fehlte es freilich nicht, doch sie waren düsterer Art, düster wie der große schweigende Palazzo, der nur nachts zu unheimlichem Leben erwachte, wenn die Ratten über die morschen Fußböden tappten und der Wind durch scheibenlose Fenster heulte, als klagten unerlöste Seelen im Hause.

So kam der Maler nicht zur Arbeit. Und eines Tages packte ihn darüber die Wut. Er wollte sich zum Malen zwingen und konnte nicht. Da griff er nach dem Schemel und warf ihn gegen die Wand.

In das Klappern der auseinander fallenden Bretter mischte sich da ein dumpfer Ton. Das schwere Kreuz war aus der Wand gefallen.

Der Maler hob es auf. Er konnte auf der Rückseite einen eingeschnittenen Namen mühsam entziffern: Matteo Subrini. Und eine Jahreszahl: 1376.

Er wollte das Kreuz reumütig über sein kindisches Benehmen wieder in die Wand einsetzen und hob es schon hoch. Da sah er, daß an der Stelle, wo es gesessen, nicht Stein und Mörtel war, sondern eine glatte mattgelbe Fläche. Er ließ das Holzkreuz sinken, zog in fieberhafter Hast sein Messer und kratzte über die gelbe Masse.

Dann ließ er Kreuz und Messer achtlos liegen und eilte aus der alten Stadtburg. Atemlos kam er in das Haus des Besitzers: „Was geben Sie mir, wenn ich einen Schatz in Ihrem Palazzo finde?" Der Mann lachte, als hätte er es mit einem überspannten zu tun, und sagte leichthin: „Die Hälfte des Wertes."

Er schenkte dem armen Maler mit diesem Versprechen ein Vermögen. Denn der Schatz, den Matteo Subrini in den Tagen vor seinem Auszug aus dem Haus seiner Väter dem Kinde zu Liebe in der Wand der Schlafkammer hinter dem hölzernen Kruzifix verborgen hatte, wog mehr als sechzig Pfund.

Körperpflege in der guten alten Zeit.

Von Professor Dr. Sigismund-Weimar.

Man nahm es früher in bezug auf Reinhaltung des Körpers nicht so genau. Die Römer waren zwar sehr peinlich in diesem Punkte, als aber ihre Herrschaft zusammenbrach, verlernte man den Gebrauch des Wassers immer mehr. Erst die Kreuzfahrer führten vom Orient her die Bäder wieder ein. Die Badestuben vermehrten sich. Die Klosterregeln befahlen den Mönchen, sich „einige Male" das Gesicht zu waschen. Die Weltgeistlichen waren verpflichtet, sich zu kämmen, ehe sie die Messe lasen. Eine gute Hausfrau gab sich alle Mühe, ihr Haus von allem Ungeziefer rein zu halten. Die Reichen boten ihren Gästen ein Bad vor dem Essen an, wie die alten Römer. Diese Zeitspanne der Reinlichkeit dauerte bis Ende des 15. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert begann man, am Schmutz Gefallen zu finden, und es ist nicht unmöglich, daß das schlechte Beispiel der Italiener, zu denen man damals in immer engere Beziehungen trat, ansteckend auf Franzosen und Deutsche gewirkt hat. Je mehr der Kleiderluxus zunahm, um so mehr verfiel die Körperpflege. Man hörte auf, sich zu baden, ja sogar, sich zu waschen. Die Königin Margarete von Navarra läßt in einer ihrer Erzählungen im „Heptameron" ein Frauenzimmer ganz unbefangen sagen: „Sehen Sie diese schönen Hände! Obgleich ich sie seit acht Tagen nicht gesäubert habe, wette ich doch, daß sie die Ihrigen in den Schatten stellen." Dabei bedenke man, daß man damals mit den Fingern aß; man nahm das Messer zu Hilfe und wischte sich die Hände beständig in seinem Mundtuch ab, das mit jedem Gang gewechselt werden mußte. Ferner schneuzte man sich mit den Fingern, denn Taschentücher gab es nicht. Es galt nur für unschicklich, sich die Nase mit der Hand zu putzen, mit der man das Fleisch nahm. Erst im 17. Jahrhundert trat eine Besserung ein. Im Jahre 1640 wurde den Stutzern anempfohlen, sich die Hände alle Tage zu waschen und das Gesicht „fast ebensooft". Man denke dabei aber nicht an unsere gründlichen und umständlichen Waschungen! Die feinen Leute begnügten sich damit, ein Bäuschchen Baumwolle in schwachen, wohlriechenden Spiritus zu tauchen und damit übers Gesicht zu fahren. Ein Anstandsbuch vom Jahre 1782 verbietet noch den Gebrauch des Wassers für die Hautpflege. Die germanischen Völker waren nicht besser als die Franzosen. Erasmus von Rotterdam fordert 1530 seine Leser auf, sich „soviel wie möglich" vor — Läusen zu hüten. Wenn sie ihnen doch nicht entgehen könnten, sollten sie sie wenigstens nicht auf die Nachbarn fallen lassen, wenn sie sich — am Kopfe kratzten. Als die Königin Christine von Schweden († 1689), die Tochter Gustav Adolfs, nach Compiègne kam, waren die Hände so schmierig, daß es unmöglich war, irgend eine Schönheit an ihnen zu bemerken. — Eine Wiederkehr solcher Mißstände dürften selbst Lobredner der Vergangenheit nicht wünschen. Für uns sind Kultur und Seife untrennbare Begriffe.



Feuerprobe in der Wüste.

Ein Gottesurteil, wie wir Europäer es nur noch aus der Geschichte des sogenannten finsteren Mittelalters kennen, hat kürzlich in der arabischen Wüste großes Unheil — verhütet. Da war nämlich im Verlaufe einer Blutfehde ein Beduine getötet worden. Der Stamm trat im südlichen Transjordanien zusammen. Als Schuldige kamen drei braune Wüstensöhne in Frage. Aber wer von ihnen hatte die Tat begangen? Alle drei leugneten hartnäckig. Der Fall schien hoffnungslos. Doch mußte eine Entscheidung fallen. Die Angehörigen des Opfers forderten das Blutgeld, das ihnen nach arabischem Recht zusteht. Hätte man es ihnen verweigert, wäre ein vielleicht endloses gegenseitiges Hinmetzeln die Folge gewesen. Also betraute das Gericht einen alten Scheich mit der Feuerprobe. Er stieß einen langen scharf geschliffenen Dolch ins Feuer. Langsam rötete sich der Stahl. Dann streckte der greise Beduine die Zunge weit heraus und legte den glühenden Dolch darauf. Ein Zischen zeigte die Berührung des heißen Metalls mit der Feuchtigkeit an. Dann wurde der rot leuchtende Stahl dem zuerst vortretenden der drei Beschuldigten auf die Zunge gelegt. Alsbald verbreitete sich der Geruch verbrannten Fleisches. Damit galt der Täter als überführt, und man verurteilte ihn, an die Familie des Ermordeten viertausend Mark zu entrichten. Der Stamm verzichtete darauf, die Feuerprobe auch an den beiden anderen Beschuldigten vornehmen zu lassen. Der Täter sei ja überführt. Die Angst habe ihm den Mund ausgetrocknet, sonst wäre die Zunge nicht verbrannt.



Genaue Angabe.



„Was ist Ihre Nummer, gnädige Frau?"

„Meine Nummer ist fünf, aber fünfeinhalb ist so bequem, daß ich sechs nehme, also bitte sieben!"

* **Kolumbus und die Prohibition.** Eine englische Zeitung schreibt: „Kolumbus war nicht nur ein Entdecker, sondern auch ein Prophet. Als er Amerika entdeckte, soll er ausgerufen haben: „Trockenes Land!"

* **Nach dem Schwips.** Geograph: „Ich weiß doch, wo alle Städte und alle Flüsse der Alten und Neuen Welt liegen. Wo ich **selbst** aber heute nacht gelegen habe, das weiß ich wirklich nicht!"

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.